

33. Jhg. AUGUST 2023 Nr. 8 (417)

MASURISCHE STORCHENPOST



Sonnentau/Rosiczka

Foto: Ewa Dulna



Debatte zu modernen Antisemitismus und Rassismus in Deutschland, Polen und Europa
fot. © Arkadiusz Łuba

„ES IST KEIN EINFACHES GESPRÄCH“
Literaturfestival in Zoppot 2023
mit Deutschlandschwerpunkt

von Arkadiusz Łuba

Sommerzeit – Urlaubszeit. Wo die Kultureinrichtungen normalerweise in Pause gehen, blüht geradezu das kulturelle Leben im Ostsee-Kurort Zoppot. Dritte Woche August ist dort ein junges, populäres Literaturfestival zu Ende gegangen. Seine zwölfte Ausgabe wurde Deutschland gewidmet.

Wenn man die Passanten nach deutschen Autoren fragt, fallen diese: „Brecht, Mann. / Günther Grass. / Kerstin Gier. / Zsuzsa Bánk. Scraton. Herta Müller. / Karol Marx“. Aber man hört auch diese Antworten: „Keine. / Keine. / Keine“. So fällt diese nicht repräsentative Umfrage beinahe 50-50 aus. Man kennt die deutschen Autoren oder eben nicht. Immerhin belegte im Jahr 2021 die deutschsprachige Literatur mit knapp fünfhundert Titeln den dritten Platz der ins Polnische übersetzten Bücher. Neuere Statistiken liegen noch nicht vor. Der Deutsche Übersetzerfonds förderte während seines 25jährigen Bestehens dagegen nur 35 polnische Titel für eine Übersetzung ins Deutsche. Die Diskrepanz ist groß.

Doch diese Zahlen waren nicht das Entscheidende bei der Wahl des Festival-Schwerpunktes. Vor allem die politische Situation in Polen hat die Festivaldirektorin dazu bewegt, auf Deutschland zu fokussieren. Joanna Cichocka-Gula: „Als die polnische Regierung Deutschland als ihre politische, hasserfüllte Zielscheibe wählte,

wussten wir, dass wir unser Nachbarland als Festivalschwerpunkt brauchen!; um über deutsch-polnische Beziehungen und unterdrückte Dämonen zu sprechen, allerdings nicht emotional. Wir wollten eine sachliche Debatte mit guter Literatur und kompetenten Gästen als Basis". Zum ersten Mal erhielt das Festival keine Finanzierung seitens des polnischen Kulturministeriums. Cichocka-Gula vermutet, das Festivalthema sei der Grund dafür gewesen. „Greif nach dem Buch: es ist eine Waffe!“, schrieb 1932 Bertolt Brecht. Fünf Tage lang diskutierte man unter diesem Motto in Zopot; man sprach über die Zeit zwischen den Weltkriegen, die Entstehung des Bösen, auch Sexualitäten und Politik waren Themen der diesjährigen Festivalausgabe. Wie spiegeln sich diese Themen in Büchern wider? – Antworten darauf hatten beispielsweise Erica Fischer, Harald Jähner, Jovana Reisinger, Arne Jysch, die aus Deutschland angereist sind.

„Es ist vielleicht so, dass ich vielleicht keine politischen Bücher schreibe. Es ist nicht mein Ansatz, mich hinzusetzen und zu sagen, so jetzt muss ich mein Buch zum Thema schreiben oder ich muss die Welt verändern. Das klappt sowieso nicht“, sagt die Autorin Antje Rávik Strubel, deren Buch „In den Wäldern des menschlichen Herzens“ gerade auf Polnisch erschien. Ihrer Meinung nach kann Literatur die Welt nicht verändern: „Aber es ist interessant, wenn ein Buch dann da ist auf welche Weise es politisiert wird; oder wo es, auf welchen Zeitgeist es trifft und dann tatsächlich Gespräche in Gang setzen kann, die wiederum was bewirken. Das finde ich dann immer sehr beglückend. Insofern das ist auch gut, dass dieses Buch jetzt in Polen erscheint.“

Angesichts neuer Formen von Rassismus und Antisemitismus in Deutschland, Polen und Europa gebe es zwei „Königswege“ um

mit diesen Herausforderungen klar zu kommen, nämlich Bildung und Erfahrung, unterstrich der Sozialpsychologe Andreas Zick: „Wir müssten’s eigentlich in großen deutsch-polnischen Projekten zusammen machen. Das heißt, auf verschiedenen Ebenen und schneller das Wissen zu tauschen. Das bedeutet, in modernen Zeiten von Digitalisierung, von Rechtspopulismus, von neuen Formen von Propaganda ist auch die Frage, welche anderen und neuen Formen von Zusammenarbeit brauchen wir; wo sind neue Allianzen notwendig“.

Solche Projekte gibt es schon, wie beispielsweise die Deutsch-Polnische Schulbuchkommission und ihr gemeinsames Geschichtsbuch, dessen erster Band von den Außenministern beider Ländern bereits 2016 vorgestellt wurde. Die Kommission erhielt außerdem den Deutsch-Polnischen Preis „für besondere Verdienste um die Entwicklung der deutsch-polnischen Beziehungen“, der im Rahmen des Nachbarschaftsvertrags verliehen wird.

Die rege Publikumsbeteiligung an dem Festival sprach für dessen Erfolg. Doch all das seien nur Blasen, in denen man sich bewegt. Die Kulturwissenschaftlerin Susann Worschech suchte nach anderen konstruktiven Auswegen: „Ich bin pessimistisch an dieser Stelle, weil ich uns auf einen großen, großen Werk voller wirklich dramatischer Ereignisse und Probleme zulaufen sehe. Wir müssen überlegen, wie können wir den Leuten klarmachen, redet miteinander, seid nicht so denkfaul, geht raus, fahrt nach Polen, fahrt sobald es wieder geht in die Ukraine und versteht endlich, dass wir alle wahnsinnig privilegiert leben und es nicht hilft, wenn man sich immer nur in eine Schmollecke zurückzieht und denkt, der Rest der Welt geht mich nichts mehr an“.

Die Literaturwissenschaftlerin Kornelia Ówilkak sah dabei eine

Chance für literarische Werke: „Wir sollen daran arbeiten, dass wir sollen verschiedene Tätigkeiten ausüben, um die Literatur als eine Republik der freien Bürger verbreiten. Es gibt viele fantastisch gute, kluge Bücher in der deutschen und auch in der polnischen Literatur und wir sollen diese lesen“.

Das Festival zeigte, dass trotz der schwierigen großen Themen ein Dialog möglich ist. Man muss nur wollen. Gute, literarische Werke könnten dabei ziemlich hilfreich sein...



Festivaldirektorin Literacki Sopot, Joanna Cichońska-Guła,
fot. © Arkadiusz Łuba

**Die Ausstellung „Verlorene Dörfer in Masuren“
in der Bibliothek der Universität Ermland-Masuren (UWM)
in Allenstein (Olsztyn) 26.10. – 09.12.2022**

Am Ende des Zweiten Weltkrieges wurden viele Dörfer Masurens, in denen die Volksgruppe der Masuren lebte, zerstört und von Plünderern verwüstet. Die Bevölkerung floh, wurde vertrieben oder siedelte in den Westen Deutschlands über. Bis zu 500 Menschen lebten in den Dörfern, die hier teilweise 500 Jahre existierten.

Von den Dörfern der Masuren zeugen heute nur noch ein paar Mauern, fast verschluckt von der Natur, und die Reste ihrer Friedhöfe im Wald.

Wer kennt heute noch die Ortsnamen Niedzwedzen, Dziadowen, Wilken, Wondollek oder Sowirog? Abgesehen vom letzten Dorf, in dem der Schriftsteller Ernst Wiechert (1887–1950) die Handlung seines Romans „Die Jeromin-Kinder“ angesiedelt hat, kaum jemand.

Diese nicht mehr existierenden Orte am Niedersee (Jezioro Nidzkie) in der Johannisburger Heide standen im Mittelpunkt des Projekts.

Zwischen 2017 und 2019 führten Studierende aus Olsztyn und Düsseldorf Recherchen in polnischen und deutschen Archiven durch. Auf der Suche nach Informationen über die ehemaligen Bewohner der masurischen Dörfer und ihr Alltagsleben analysierten sie Dokumente, Register und Verträge. Die gesammelten Informationen fassten sie in wissenschaftlichen Artikeln zusammen, um die Geschichte der masurischen Familien und der von ihnen

bewohnten Dörfer darzustellen. Auf diese Weise gelang es ihnen, eine bewegende Geschichte über mehrere verlorene Dörfer im Johannisburger Heide zu erzählen.

Im Rahmen des jährlich stattfindenden Workshops zur Denkmalpflege führten die Schüler Messungen an Gräbern und Friedhöfen im Johannisburger Heide durch. Sie dokumentierten Grabsteine, Kreuze, Inschriften und Grabeinfassungen. In ihren Bestandsaufnahmen beschrieben sie auch den historischen Baumbestand und die für die Friedhöfe charakteristische Bepflanzung. Sie säuberten und ordneten die vergessenen masurischen Nekropolen.

„Landschaftsarchitekturstudenten aus Olsztyn und Geschichtsstudenten aus Düsseldorf erforschten alte masurische Friedhöfe. Dies ist teilweise die Folge eines früheren Projekts des Sadyba-Vereins. Wir haben uns an dieser Arbeit beteiligt. Wir haben die Geschichte der Menschen erforscht, die in diesen Dörfern lebten, und diese Friedhöfe gesäubert. Es war auch eine Art polnisch-deutscher Kulturaustausch im Gebiet des ehemaligen Ostpreußens, des ehemaligen Masurens, das ein sehr interessanter Kulturraum war“, erklärt Dr. Marta Akincza vom UWM-Department für Landschaftsarchitektur.

Die Ausstellung „Verlorene Dörfer in Masuren“ entstand in Zusammenarbeit zwischen der Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus aus Düsseldorf, dem Verein Kulturgemeinschaft Borussia e.V. in Partnerschaft mit dem Fachbereich Landschaftsarchitektur der Universität Ermland und Masuren in Olsztyn, der Heinrich-Heine-Universität, dem Verein Sadyba e.V., dem Forstamt Pisz, der Ersten Oberschule in Pisz und der Lore-Lorentz-Schule.

An der Vernissage, die am 26. Oktober 2022 stattfand, nahm unter anderem Dr. Sabine Grabowski von der Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus in Düsseldorf teil.

Verlorene Dörfer in Masuren. Eine deutsch-polnische Wanderausstellung

Datum/Zeit

Date(s) - 14/09/2023 - 29/10/2023 18:00

Veranstaltungsort

Foyer der Universitäts- und Landesbibliothek der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf (ULB)

Zwischen 2017 und 2019 haben Studierende der Geschichte an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf gemeinsam mit Studierenden der Landschaftsarchitektur an der Ermländisch-Masurischen Universität in Olsztyn/Allenstein ein Projekt zur Bewahrung des gemeinsamen masurischen Kulturerbes durchgeführt. Sie setzten sich mit der Geschichte der Grenzregion Masuren auseinander, die heute im Nordosten Polens liegt und bis 1945 zur Provinz Ostpreußen im Deutschen Reich gehörte. Von den Dörfern, die einst an der deutsch-polnischen Grenze lagen und die als Folge des Zweiten Weltkriegs zerstört wurden, lassen sich heute nur noch wenige Spuren finden. Einzig die Friedhöfe sind geblieben. Die Ausstellung dokumentiert die gemeinsamen Arbeiten der Studierenden bei der Suche nach Überresten, der Inventarisierung und der Dokumentation der über 500-jährigen Siedlungsgeschichte der masurischen Dörfer.

In Kooperation mit: Universitäts- und Landesbibliothek der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, Sadyba Mazury Kadzidłowo, Fundacja Borussia Olsztyn, Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, Uniwersytet Warmińsko-Mazurski w Olsztynie, Lore-Lorentz-Berufsgymnasium Düsseldorf, Nadleśnictwo Pisz, I Liceum Ogólnokształcące w Pieszku

<https://polen-pl.eu/kalender/verlorene-doerfer-in-masuren-eine-deutsch-polnische-wanderausstellung>

<http://www.uwmfm.pl/news/126/czytaj/10305/zagubione-wioski-na-mazurach-wystawa-do-obejrzenia-w-kortowie.html>

200 Jahre Pflanzgarten Glien/Glinna

Naturparadies Buchheide

Brigitte Kluszczewski 24.07.2023

Am südöstlichen Rand der Buchheide, etwa vier Kilometer westlich von Neumark¹, liegt der Pflanzgarten Glien [Glinna]². Neumark war die Endstation der Kleinbahn von Finkenwalde nach Neumark. Dieser Garten, der wie ein Park wirkt, wurde bei einem Heimattreffen nach dem Zweiten Weltkrieg von den Hökendorfern besucht und neu entdeckt.

Im Jahr 1823 wurde der etwa sechs Hektar große Pflanzgarten angelegt, um hier kräftigen Nachwuchs für die Buchheide zu entwickeln. Durch seine geschützte Lage am südlichen Abhang der Buchheide ist ein Gedeihen sonst empfindlicher, ausländischer Holzarten wie die amerikanische Schwarznuss, verschiedene Hickorynussarten und eine baumartige Haselnuss möglich. Erwähnenswert wäre noch eine Magnolie, die sich hier besonders kräftig entwickeln konnte.

Von Nadelhölzern sollen die Wellingtonia Giganten, ein kalifornischer Riesenbaum, der Virginische Wacholder, die Nordmann-tanne und Douglas Fichte genannt werden. Ein Prachtstück ist über 120 Jahre alt, 42 Meter hoch und hat einen Stammumfang von 4,5 Metern. Es mussten mittlerweile aus Sicherheitsgründen einige der alten Bäume entfernt werden, auch Sturm- und Frostschäden gab es leider immer wieder. Es wurde aber stets für Nachwuchs gesorgt.

Vor 200 Jahren angelegt

Dieser Garten ist wahrhaftig ein kleines Paradies. Auf markierten Wegen kann der interessierte Besucher auf Tafeln lesen, was dort wächst, oder sich mittels QR-Code führen lassen. Viele Bänke und Holzunterstände laden zum Verweilen ein, einfach die Natur genießen und den Vogelstimmen lauschen – das ist Entspannung pur. Besonders prächtig ist es übrigens zur Rhododendron- und Azaleenblüte. Vor dem Eingang zum Pflanzgarten steht die Försterei Glien.

Der Ort Neumark hat eine interessante Historie, er hieß slawisch Czarnowo und gelangte 1234 als Geschenk des Fürsten Swantibor an das Kloster Kolbatz. Der Ort entwickelte sich so kräftig, dass er schon im Mittelalter in der Urkunde vom 26. September 1226 die Erlaubnis eines freien Marktes erhielt. Er wurde sogar um die Mitte des 15. Jahrhunderts als Städtchen bezeichnet. Im Norden des Ortes stand ein Spital, worauf ebenfalls auf städtische Eigenschaften zu schließen ist. Dieses Spital blieb als Altersheim bis ins 19. Jahrhundert bestehen. In der Republik Polen heißt Neumark Stare Czarnowo.(...)

1. Neumark/ Stare Czarnowo ein Dorf in der polnischen Woiwodschaft Westpommern. Es ist Sitz der gleichnamigen Landgemeinde im Norden des Powiats Gryfiński.
2. **Glien** /Glina ist ein Dorf in der Landgemeinde (Gmina) Stare Czarnowo (*Neumark*) im Powiat Gryfiński (*Greifenhagener Kreis*) der polnischen Woiwodschaft Westpommern.

<https://paz.de/artikel/naturparadies-buchheide-a9243.html>

Deutscher Kriegsgräberfriedhof in Glien

In Glien/Glinna hat der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge im einen großen deutschen Soldatenfriedhof errichtet. Glien/Glinna ist ein Zubettungsfriedhof für deutsche Soldaten und zivile Kriegsopfer, die während des Zweiten Weltkriegs in Polen ums Leben kamen. Die Anlage in Glien/Glinna (Landgemeinde Neumark/ Stare Czarnowo) ist eine von 13 Kriegsgräberstätten, die der Volksbund seit 1991 in Polen errichtet hat.

Die größten befinden sich in Laurahütte - Oberschlesien/Siemi-anowice Śląskie, Bartossen/ Bartosze/Elk, Groß Nädlitz - Niederschlesien /Nadolice Wielkie - und Glien.

In Glien sind 26.715 deutsche Soldaten und zivile Kriegsopfer beerdigt, die während des Zweiten Weltkriegs in Polen ums Leben kamen. Die polnische Gemeinde liegt etwa 30 Kilometer südöstlich von Stettin. Im Eingangsbäude sind Bücher mit den Namen aller deutschen Kriegstoten ausgelegt, die im Zweiten Weltkrieg in Polen umgekommen sind. Die sterblichen Überreste der auf dem Friedhof von Glinna begrabenen deutschen Soldaten

wurden 2016 bei Exhumierungsarbeiten in den Woiwodschaften Westpommern, Großpolen, Kujawien-Pommern, Lebuser Land und Pommern gefunden. Im Herbst 2000 hatten deutsche und polnische Soldaten das Gelände mit einem Wildschutzzaun eingefriedet und gemeinsam ein großes Holzkreuz aufgestellt. Der Ausbau der Anlage erfolgte von 2001 bis 2003.

In Glien können bis zu 32.500 Gefallene ihre letzte Ruhestätte finden. Die Anlage wurde am 15. Juli 2006 eingeweiht. Im

April 2019 erhielten weitere 1.183 deutsche Kriegstote in ein endgültiges Grab. Am 14. August 2009 wurden die Gebeine von 2.116 Menschen beigesetzt, die im Oktober 2008 bei Bauarbeiten für ein Hotel in einem Massengrab in der Stadt Malbork (deutsch: Marienburg) entdeckt worden waren. Unter den sogenannten Marienburger Toten waren Frauen, Männer und Kinder.

Nach der Beisetzung von mehr als 2.100 Zivilisten aus Malbork im August 2009 wurde der Name des Friedhofs von „ Deutscher Kriegsgräberfriedhof „

<https://kriegsgraeberstaetten.volksbund.de/friedhof/stare-czarnowo>



https://stareczarnowo.pl/aktualnosci/pokaz/323_cmentarz_wojenny_zolnierzy_niemieckich_w_glinnej

Josef Weinheber (1892 – 1945)

„August“

Im Garten vor dem Pfarrhaus blühn
Veil, Sonnenblum und Rosmarin.
Vincula Petri geht alsdann
den Weizen mit der Sense an.

Die Traube kocht, es gilbt der Mais,
die Störche sammeln sich zur Reis',
und bleibn sie noch nach Barthelmä,
ein Winter kommt, der tut nicht weh.

Brachüber grast das Weidevieh,
und auf den Tennen schlagen sie
den Flegeltakt durchs ganze Land.
So geht das Ackerjahr zu Rand

<https://www.gedichte-lyrik-online.de/august>.

Günter Donder

Meine Kinderjahre in Masuren

Erinnerungen

Vorwort

Als einmal ein Schriftsteller gefragt wurde, wie man ein Buch schreibe, antwortete er kurz: wie einen längeren Brief.

So einfach soll das sein? fragte ich mich. Nach einem gewissen inneren Kampf wollte ich irgendwann auch einen „langen“ Brief schreiben - an meine Enkelinnen. Und das kam so.

Günter Donder, Köln, im November 1999

Ein wenig Geschichte

Um dem Leser meiner Niederschrift zum besseren Verständnis ein kleines Anschauungsbild zu liefern, möchte ich der geographischen Lage unseres Bauernhofes, seiner Umgebung und dem politischen Standort etwas Raum widmen. Zeichnungen im Anhang sollen hierbei zusätzlich die Orientierung erleichtern.

Erst einmal Grundsätzliches. Meine ostpreußische Heimat sollte tunlichst stets als „vor“ und „nach“ 1945 gesehen werden. In der Zeit, da ich meine Erinnerungen niederschreibe, liegt sie seit über 50 Jahren unter polnischer Herrschaft, davor gehörte sie mehrere hundert Jahre zu Preußen bzw. Deutschland. Ich will meine Kindheitserinnerungen, so gut sie noch aus dem Gedächtnis und den spärlichen Notizen eines Zwölf- bis Fünfzehnjährigen, festgehalten in kleinen Taschenkalendern, abrufbar sind, in eine Erzählung umsetzen. Sie wird die Zeit bis zum Jahre 1945 darstellen, einem

Jahr mit totalen Veränderungen auf fast allen meinen Lebensgebieten.

Zur Zeit meiner Geburt hieß unser Dorf Sdeden und liegt im Landkreis Lyck, im südlichen Teil Ostpreußens, dem Masurenland. Bei etwa 22° 12' östl. Länge und 53° 46' Nord. Breite kann man es auf der Landkarte finden. Lyck war und ist auch heute in Polen die Hauptstadt Masurens, dem sehr schön gelegenen Landstrich, längs der deutsch-polnischen Grenze vor 1945.

„In unserem Ort lebten nur „Reichsdeutsche“, so betonte man es in den grenznahen Gebieten gern in der Zeit nach 1933, der Machtübernahme Hitlers. Daneben gab es noch die „Volksdeutschen“, das waren Deutsche im Ausland. Polen wohnten in unserem Dorf (mit einer Ausnahme) nicht, doch viele Familiennamen kamen aus dem Polnischen und die Generation meiner Eltern und Großeltern bediente sich häufig eines Dialektes, der der polnischen Sprache verwandt ist. Die erwähnte polnische Ausnahme war Jan, ein irgendwann zurückgelassenes Kind einer polnischen Saisonarbeiterin. So lange ich denken kann, lebte der zu meiner Zeit bereits junge Mann bei unserer Gastwirtsfamilie. Seinen Zunamen kannte niemand; er wurde von jedermann nur „lasch“ gerufen und zählte zur Familie Murza am Dorfanfang.

Masuren ist eine Seenplatte mit etwa dreitausend Gewässern. Eine genaue Zahl hat wohl noch niemand ermitteln können, was möglicherweise daran liegt, daß der Unterschied zwischen einem größeren Teich und einem kleinen See nicht ganz eindeutig ist.

Nach dem zweiten Weltkrieg fiel meine Heimat an Polen und heute soll dort nur noch 1 % unserer Landsleute, oder sogar weniger, leben. Bis Anfang der 60er Jahre sind die meisten, darunter auch meine Familie, nach Deutschland umgesiedelt. Die Dagebliebenen

sind teilweise durch Mischheirat polonisiert worden und haben sich häufig auch der landesüblichen Lebensart angepaßt. Manche vergaßen dabei fast gänzlich ihre deutsche Muttersprache. Nach 50 Jahren - kein Wunder, zumal Deutsch zu sprechen lange Jahre verboten war.

Unser Dorf bekam 1938 in einer Aktion, die sich über alle Dörfer mit nicht einwandfrei deutschen Bezeichnungen erstreckte, einen neuen Namen: Stettenbach, obwohl Sdeden gar nicht polnisch klingt. Doch nannte man es im Volksmund oft „Sdedy“, und das war schon nicht ganz deutsch. So weit ich mich erinnern kann, gab es Wahlmöglichkeiten. Weil der Stettenbacher See eine Menge an Schwänen beheimatete, wurde auch diesbezüglich nachgedacht, was aber wegen allzu großer Häufigkeit von „Schwanen“-Namen als Ortsbezeichnung nicht bewilligt wurde. Wer die Vorschläge machte, ist mir heute unbekannt. Wie man auf „Stettenbach“ kam, weiß ich auch nicht mehr. Nun, es fließt immerhin ein Bach in der Nähe, den wir „Jordan“ nannten. Ob es für dieses Rinnsal, das bei unserem Dorf zwei Kreise trennte, einen richtigen Namen gibt, könnte nur eine genauere Karte aussagen, und an der fehlt es mir. In Sdeden/Stettenbach lebten 30 Familien auf Höfen verschiedener Größen - bis zu 47 Hektar (so eine Statistik von 1939). Zur Gemeinde, die mein Vater in zwei nicht nacheinander liegenden Amtszeiten als Bürgermeister oder Ortsvorsteher, wie man es damals nannte, führte, gehörte auch das benachbarte Gut Riemken (Rymken - vor 1938) der Familie Thiedmann mit etwa 250 ha. Unser Grundstück maß 9,14 Hektar Acker- und Weideland, dazu kam 1 ha vom Fiskus gepachtete Wiesenfläche. Das weiß ich nur daher so genau, weil ich Vater bei der sogenannten „Bodenerhebung“, die irgendwann durchgeführt wurde, mithalf. Wir wohnten

auf dem „Abbau“. So bezeichnete man bei uns die außerhalb eines Dorfes gelegenen Höfe. Zum Dorf waren es ca. 600 Meter. Der See von Seebrücken (vor 1938 -Lipinsken) lag dafür vor unserer Tür; nur etwa 200 Meter trennten den Hof von ihm. Dort, bloß etwas weiter, befand sich auch die gepachtete Wiese.

Lipinsken/Seebrücken war übrigens das Nest der Donder-Sippe und lag etwa zwei Kilometer westlich von unserem Hof auf der anderen Seeseite. Ein gewisser Michell Dondor war im Jahre 1751 aus der Salzburgersehe (Österreich) mit Frau und einem Kind in das nach mehreren Pestwellen entvölkerte Masuren umgesiedelt. Michell tat es nicht freiwillig, sondern wurde wegen seines protestantischen Glaubens mit vielen anderen des Landes verwiesen. Ich möchte darauf nicht näher eingehen, weil es eine geschichtlich bekannte Tatsache ist. Dokumente über seine Inbesitznahme von Ackerland und möglicherweise auch Waldflächen im erwähnten Jahre sollen noch vorhanden sein, sagen mir einige Briefe und laienhaft angefertigte Stammbäume meiner Verwandtschaft.

Unser Besitz lag zwischen kleinen Hügeln eingebettet auf fruchtbarer Erde mit von Sand bis schwerem Lehm reichender Bodenqualität und hatte, zumindest in meinen Augen, etwas Romantisches an sich. Meine Großmutter, Maria Solinski, geborene Baginski, bekam ihn - nur fünf Hektar groß - als Aussteuer in ihre Ehe.

Wenn ich dieses „Geschenk“ mit heutigen Augen betrachte, muß es wie eine Abschiebung ausgesehen haben, denn Oma war schwanger, noch ehe der Trauschein 1887 ausgeschrieben wurde. Solche „Angelegenheit“ war von höchster Unzumutbarkeit für eine angesehene Familie, insbesondere, wenn es sich zusätzlich um die Tochter eines Großbauern von Lipinsken handelte. Sie, die „Bescholtene“ (so steht es in der Heiratsurkunde!) lebte durch besagte

Aussteuer „weit vom Schuß“. Opa Adam, der Vater des Kindes, blieb als Mann selbstverständlich unbescholten - in derselben Urkunde. Mit nur 63 Jahren, nachdem meine Oma 13 Kindern ein teilweise kurzes Leben geschenkt hatte, ging die Arme noch weiter weg - für immer...

Der Donder-Hof, von dem sich nur recht wenige Fotos mit Stand von 1944 in meinem Besitz befinden, hatte Ende 1800 anders ausgesehen. Es gab damals kein massives Haus und die Stallungen hatte Opa vermutlich teilweise selbst gebaut. Meine Mutter wußte nur schleierhaft darüber zu erzählen, weil das noch vor ihrer Geburt (1902) passierte, und daher bleibt es auch für mich nur eine Vermutung. Opa wird gewiß dazu gebaut haben, denn auf unserem Feld gab es eine kleine primitive Kalksteinbrennerei, an die ich mich noch gut erinnern kann. Sie lag hinter dem Obstgarten und war zu meiner Zeit schon sich selbst überlassen, das heißt, die Natur hatte sie bereits mit Brennesseln, Disteln und Holundergebüsch völlig überdeckt. Frösche, Asseln, Spinnen, Ameisen und anderes Kleingetier nahmen sie gern als Behausung in Anspruch. Als kleiner Junge begegnete ich dieser Stelle

mit einer gewissen Scheu, sie war mir unheimlich. Alles, was einem kleinen Kind unerforschbar ist, weil es im dunkeln liegt oder nicht einsehbar ist, wird diesen Zustand auslösen. Es sollten auch noch andere Dinge in meinem jungen Leben geschehen, die mir dieses Feld hinter dem Garten als besondere Erinnerung eingeprägt haben.

Doch erst zu dieser Kalkbrennerei, die nichts anderes war, als ein runder, zwei Meter hoher Kamin. Er maß etwa einen Meter im Durchmesser und war aus Feldsteinen gemauert. Am unteren Ende war eine Feuerstelle. In so einen Behälter lud man kalkhaltiges

Gestein, von dem es in unserer Gegend nicht wenig gab, und ließ es eine Zeitlang darin schmoren. Das Ganze befand sich - in unserem Fall - an der steilen Kante eines Hohlweges, so daß die Röhre von oben bequem beladen werden konnte. Den chemischen Vorgang kann jedes Fachbuch erklären. Ich weiß nur, daß es noch zu meinen Zeiten kinderfaustgroße hellgraue Steine gab, die zu „kochen“ begannen, wenn man sie ins Wasser legte. Auf diese primitive Weise entstand Kalk als Bindemittel beim Bau. Opa hatte, nicht zuletzt um Geld zu sparen, größtenteils zu Recht gehauene Feldsteine seines eigenen Ackers vermauert. Das war in unserer Gegend ganz normal, denn die Felder enthielten Unmengen davon. Steine wurden sogar verkauft.

Den großen Garten, auch wenn er sich dazu anbot, benutzten wir Kinder weniger als Spielplatz. Gewiß, er war schön, und zum Verstecken spielen gab es da ungeahnte Möglichkeiten. Opas Bienen sind es gewesen, denen wir gern aus dem Weg gingen. Unsere Spielfläche war daher mehr der Platz vor dem Haus auf der Straße. Da gab es schönen Sand, mit dem man sich so herrlich gegenseitig bewerfen konnte. Nach dem Regen bot besonders eine Stelle in der Kurve dieses Weges zum „Brotbacken“ Gelegenheit. Ein Sprung mit Anlauf in die sich dort immer befindliche Pfütze hatte seinen besonderen Reiz, wenn wir nur unsere Höschen anhatten. Eine andere ähnliche Pfütze war ein Stückchen weiter auf diesem Weg, rechts am Obstgarten vorbei. Dort murmelte seit Menschengedenken ein Bächlein. Diese Pfütze war uns aber nicht ganz geheuer, weil sie im dichten Buschwerk lag, außerdem hinterließ Feldnachbar Ostrzygas Vieh dort mächtige Kuhfladen. Viel schöner war es an dieser Stelle den von der Futtersuche heimkehrenden Störchen zuzugucken, wenn sie mit viel Geschick in ihrem Nest in

der mächtigen Krone eines uralten Weidenbaumes landeten. Es ist übrigens dasselbe Paar gewesen - oder dessen Nachkommen -, das sich später auf unserem Holzschuppen niedergelassen hatte. Der Weidenbaum wuchs nämlich oben so sehr zu, daß die Vögel nicht mehr ein- und ausfliegen konnten.

Einen zweiten noch mächtigeren Weidenbaum hatten wir am Giebel des Hühner- und Schweinestalles. Man konnte ihn als das Wahrzeichen unseres Hofes ansehen, denn er maß an die 20 Meter Höhe und war von überall, woher man auch kam, immer zuerst im Blickfeld. Er war innen recht hohl und Vater trug sich nicht nur einmal mit dem Gedanken, ihn zu entfernen, doch blieb es nur beim Gedanken. Als dieses Naturdenkmal Ende der Vierzigerjahre höchstwahrscheinlich von einem Sturm gefällt wurde, gab es unseren Hof nicht mehr. Die Polen hatte ihn auseinandergenommen und das Material entweder verkauft oder irgendwo neu vermauert. Das Anwesen, das sich vor Jahren so herrlich dem Auge bot in der grünen Landschaft, war in bestürzend kurzer Zeit verschwunden; bald überwucherte die Natur mit ihrer unerbittlichen Fruchtbarkeit alles und machte zum schon vorhandenen Grün jedes Jahr noch einige Büsche und Wildbäumchen dazu...

Meine Eltern waren mit der Lage unseres Hofes recht zufrieden, denn sie brauchten nie weit zu fahren, um die Feldarbeiten zu verrichten. Alles reihte sich um den Hof herum. Wir Kinder empfanden diesen Umstand als gar nicht so toll. Zum Dorf war's ein Stückchen zu laufen, wollte man mit anderen Kindern spielen. Das war aber nicht der springende Punkt. Ich wäre ganz gern hingearannt, wenn ich aus dem Küchenfenster die Dorfkinder auf „Pukrops Berg“ herumlaufen sah, doch Mutter erlaubte es mir vor der Einschulung nicht. Warum nicht, habe ich nie erfahren. Vielleicht

hatte sie Angst um mich gehabt. Ich empfand es als sehr ungerecht und war dann manchmal traurig.

Von unserem Hof führte der erwähnte Weg, den einige Bauern benutzen durften, westlich nach genau 100 Metern zu einer Kreuzung. Man staune, denn diese Kreuzung hatte sogar einen masurischen Namen: „Rostanki“, was man etwa mit dem deutschen „Scheideweg“ übersetzen könnte. Von dort fuhr man im weiteren Verlauf nach Lipinsken/Seebrücken, rechts ging es in den Reuschendorfer Wald und links hinunter zu unserem Dorf. Zwei dicke Feldsteine, die auch heute noch nach über 50 Jahren da zu finden sind, waren so etwas wie die Eckpunkte dieser Wege. In der Mitte der Kreuzung hatte sich über viele Jahre eine kleine Verkehrsinsel gebildet. Niemand hatte sie angelegt, sie entstand von selbst und diente in der Johanninacht als ausgezeichneter Platz für das Feuer, das zu dieser Sonnenwende gehörte. Onkel Hermann sorgte für Brennmaterial in Form von im Winter gemähtem Schilfrohr. Über Onkel Hermann, Mutters jüngsten Bruder, wird noch einiges zu sagen sein, denn er wohnte am längsten in unserem Haus. Bedauerlich war für uns Kinder, daß der fast vor der Haustür liegende Lipinsker See von unserer Seite keinen Badezugang hatte. Ein breiter Schilfgürtel mit großen Sumpfwiesen davor war zwar herrlich anzusehen, aber zum Baden mußten wir einen Kilometer weit, an den Pistker See, laufen.

Schade

Schade
Schokolade
Ich fiel in deine Ungnade
Ich verzehre dich nicht gerade

Wann werde ich dich wieder essen
Ich fühle mich von dir vergessen
Ich mag dich bitter sowie zart
Einfach in jeder deiner Art

Meine Teure
Im Leben gibt es so viel Säure
Könntest du nicht billiger werden
Um mir zu versüßen mein Dasein auf Erden

Feen

Feen
Manches sehen
Wir liegen noch in Wiegen
Wissen nichts von Niederlagen und Siegen
Nicht diese Wesen
Die in unserer Zukunft lesen
Die mit Geschenken bei uns erscheinen
Je nachdem werden wir später lachen oder weinen
Eingeladen oder nicht
Erfüllen sie lediglich ihre Pflicht
Wir wandern lebenslang mit ihren Gaben
Nur zu gut erfahren wir was wir davon haben

Stefan Pioskowik, Juli 2023

Neues Buch von Irmgard Irro „Ostpreußen. Meine Tagebuchnotizen“

„Wo ist Ostpreußen, Mama?“ „Ostpreußen ist weit weg. Jetzt ist es nur noch in meinem Herzen“, antwortete die Mutter. Für mich als kleines Kind reichte nur die Vorstellung, der Ort Groß Dankheim, von dem meine Mutter immer erzählte, müsse außerhalb der Welt liegen, mindestens so weit weg, wie der Mond und die Sterne, die ich auch nicht fassen konnte. Die Märchen meiner Kindheit waren die Erzählungen meiner Mutter von ihrer Kindheit und Jugend in dem masurischen Dorf Groß Dankheim, bei Willenberg, im Kreis Ortelsburg - (Przeździek Wielki, Wielbark, Szczytno) - in Polen.

Ihre Erinnerungen an diese Zeit in Masuren hatten prägenden Einfluss auf mich, so dass der Wunsch in mir wuchs, ihre ostpreußische Heimat kennenzulernen.

Mitte Januar 2009 reiste ich in dieses masurische Dorf, um meinen Traum zu verwirklichen. Ich wollte die Jahreszeiten in ihrer Stille und ihrem Wachstum erleben, wollte dem einstigen bäuerlichen Leben meiner Mutter und meiner Großeltern nachspüren, wollte sehen, wovon meine Mutter mir immer erzählte. Einführung

Im Januar 2009 machte ich mich auf den Weg.

Der rotte Koffer *September 2008*

Meine Mutter wollte ihre Heimat nie mehr wieder sehen. Sie würde es nicht überleben, sagte sie. So starb sie dann auch, ohne jemals wieder auf dem sandigen Platz vor dem Anwesen ihrer

Eltern gestanden zu sein. Doch trug sie ihre Heimat im Herzen, trug jeden Tag daran, erzählte uns Kindern jeden Tag davon. Wir wurden angesteckt von ihrer großen Liebe zu dem sehr einsam in einem großen Wald gelegenen Dorf namens Groß Dankheim, bei Willenberg, in Masuren, im früheren Ostpreußen, dem heutigen Polen. Der Krieg hatte ihr und zweieinhalb Millionen Ostpreußen die Heimat geraubt. Dieser grausame Krieg! Die Wunden sind noch immer nicht ganz verheilt. Manchmal bringt der scharfe Ostwind einen Hauch des vergangenen Leides in die Herzen der noch lebenden Vertriebenen und deren Nachkommen, welche auf der ganzen Welt verstreut sind.

Vor vier Jahren war ich schon einmal mit meinem älteren Bruder in Groß Dankheim, jetzt Przeździek Wielki. Gerhard wurde dort geboren. Das ehemalige Grundstück zu betreten, den Stall für die Tiere zu sehen, den Brunnen, den Erdkeller, sich das einst kleine masurische Haus auf einer bestimmten

Grasfläche vorzustellen, aus rotem Backstein gebaut, mit Strohdach, es war nicht leicht. Ich weinte, und ich weine auch jetzt, während ich dies schreibe. Alles war mir so unendlich vertraut, obwohl ich dort nie gelebt habe; wohl, weil ich unsere Mutter so sehr liebte. Das Bild des Dorfes im Winter, in dem ich meine Mutter als Kind mit anderen Buben und Mädchen, alle in Holzpantinen, immer wieder einen Schneebuckel gegenüber der Schule hinunterrutschen sehe, will nicht von meinem inneren Auge weichen. Ich sehe sie im Sommer auf dem fein mit dem Rechen gezogenen Sandstreifen vor dem Gartenzaun mit ihren Freundinnen Kästchen hüpfen, sehe sie Gänse hüten und dabei heimlich Liebesromane lesen oder Mundharmonika spielen, sehe sie vor dem plötzlich mit Urgewalt hereinbrechenden Gewitter in pani-

scher Angst Kühe von der Weide heimholen. Mutters Welt und ihre Sehnsucht nach diesem verlorenen Land übertrugen sich auf mich und wurden schließlich auch zu meiner Sehnsucht.

Da kommt es mir eines Tages in den Sinn, wie schön es doch wäre, könnte ich ein Jahr in dem Dorf meiner Mutter verbringen. Ich würde die Jahreszeiten erleben, würde die Natur beobachten, würde wie in einem Traum eintauchen in das Leben meiner Ahnen, um endlich meine Sehnsucht zu stillen. Es lässt mir keine Ruhe, und ich beginne zu überlegen, wie sich mein Wunschdenken in die Tat umsetzen ließe.

Ich erinnere mich, dass vor ungefähr dreizehn Jahren in den deutschen Medien eine Sendung über die ‚Deutsche Minderheit‘ in Ostpreußen gesendet wurde. Ein Herr Walter Angrik aus Olsztyn, früher Allenstein/Ermland, rief in den 90er Jahren, nachdem die Solidarność Bewegung das sozialistische System aufzuweichen begann, den ‚Allensteiner Verband der Deutschen Minderheit‘ ins Leben. In seinem Haus richtete er mit seiner Frau Rosemarie ein Büro ein, in dem sich immer mehr Verbliebene einfanden, um anstehende Probleme mit der polnischen Verwaltung vorzutragen. Für die erste öffentliche Versammlung in Olsztyn wurde ein Saal gemietet und es kamen zur großen Überraschung schon mindestens zweihundert Ostpreußen, welche aus den unterschiedlichsten Gründen die Heimat nicht verlassen hatten bzw. sie nicht verlassen konnten. (z.B. wollten viele Menschen ihre alten Eltern nicht alleine zurücklassen.

Während ich darüber nachdenke, beginnt eine innere Stimme mich zu überreden, dieses Wunschdenken in die Tat umzusetzen. Ich rufe in der Telefonauskunft für das Ausland an und erhalte tatsächlich auf den Namen Rosemarie Angrik eine Telefonnummer. Ich wäh-

le sie, und da meldet sich auch schon eine weibliche Stimme mit „Słucham“. Etwas irritiert sage ich „Dzieh dobry, aus Niemcy“. Ich lerne seit einem Jahr polnisch, was aber bei dieser schwierigen Sprache gar nichts ist. „Sprechen Sie deutsch!“, sagt die Stimme weiter, mit dem herrlich gerollten „R“ und der harten Aussprache, und „sagen Sie mir, was Sie wollen!“ So direkt und unverblümt angesprochen, bin ich für einen Moment leicht verunsichert. Ich erkläre in kurzen Sätzen. Da bekommt Frau Rosemarie aber schon Interesse an meinem Anliegen und spricht plötzlich sehr eindringlich zu mir: „Also entschließen Sie sich schnell, dass Sie kommen, noch haben wir schönes Herbstwetter. Sie können auch die erste Nacht, bis wir was gefunden haben, bei mir bleiben.“ Ich lege den Hörer auf die Gabel, und ab diesem Zeitpunkt lassen mir meine Gedanken keine Ruhe. Soll ich oder soll ich nicht? Zwei Tage quäle ich mich damit: Soll ich oder soll ich nicht? Endlich mache ich der Qual ein Ende und entschlief mich: Ich soll!

Ich bestelle die Busfahrkarte, rufe Frau Rosemarie an, welche mich vor Begeisterung gleich für sämtliche Nächte in ihr Haus einlädt, außerdem sich mir als geübte Reiseleiterin anbietet. „Wie erkenne ich Sie denn?“ fragt sie noch schnell, bevor wir unser Telefonat beenden. „Ich habe einen roten Koffer“, sage ich; und schon bin ich unterwegs; zuerst in Gedanken, dann aber wirklich. Wer hätte das gedacht! Ich selbst nicht!

In München steige ich am 11. September 2008 abends in den Bus nach Polen. Ich fahre die ganze Nacht und den ganzen Tag. Hat man sich erst einmal darauf eingestellt und begriffen, dass die großen Fahrzeuge auf den sehr schmalen Straßen, oft Allees, sich im letzten Moment noch geschickt ausweichen werden, nachdem sie aufeinander zurasen, als wären ihre Fahrzeuglenker von Furi-

en gejagt, dann kann man eigentlich - zweiundzwanzig Stunden lang, inclusive kurzer Pausen - die Fahrt genießen. Die polnischen Landsleute sind sehr angenehme Reisegefährten, teilen sie doch großzügig ihre Brotzeiten, wenn sie selbst zu essen beginnen. Die Tagesfahrt genieße ich mit offenem Herzen und großen Augen. Wie unberührt und ursprünglich diese Landschaft doch ist! Und gar nicht fremd. Die Häuser, die Dörfer, sie versetzen einen in die deutsche Zeit vor dem Krieg, als in diesem herrlichen Bauernland die Welt noch in Ordnung war. Die Fahrt über die beeindruckende, stählerne Brücke in Bogenkonstruktion über die Weichsel vor der Stadt Toruń, früher Thorn, ist schon für sich ein Erlebnis. Wir kommen nach Nowe Miasto Lubawskie (früher Neumark). Ich sehe einen Wegweiser nach Nidzica (früher Neidenburg). Ich drehe mich etwas in die wegweisende Richtung, lasse meinen sehnsüchtigen Blick über die entfernt liegende dunkle Waldgrenze schweifen. Ja, Neidenburg, diese Stadt hat meine Mutter oft erwähnt. Von Ostróda (früher Osterode) bis Olsztyn ist die Landschaft ganz besonders schön. Ockerfarbene Felder liegen als Scholle da, wie Meereswogen. Kleine Seen vermitteln eine Ahnung von den, tausend kristallinen Seen` in Masuren.

Schließlich kommen wir aus dem Wald heraus und der Blick senkt sich auf Altenstein, den Türmen des Rathauses, der St-Jacobi-Kathedrale und der evangelischen Kirche, aber auch den hohen sozialistischen Plattenbauten an der Peripherie. In der Stadt kommen wir langsam voran, die Straßen können die Vielzahl der Autos nicht mehr aufnehmen. Gegen halb fünf Uhr fährt der Bus in das Bahnhofsgelände ein. Ich steige aus, stehe mit meinem roten Koffer auf der Busplattform Nr. 4 alleine da. Gut, wir hatten ja vereinbart, ich würde auf Abholung warten. Ich sehe in die Runde

und stelle fest, dass alle Blicke der wartenden Menschen auf dem gegenüberliegenden Bahnhofsgelände auf mich gerichtet sind. Wir betrachten uns gegenseitig, was mir ein kleines Lächeln entlockt. Da höre ich auch schon ein „Hallo, da ist ja die Frau mit dem roten Koffer!“. Ja, es ist Frau Rosemarie. Wir begrüßen uns herzlich, sind uns sofort sympathisch, spüren sogleich eine gegenseitige Zuneigung. Etwas später in ihrem Haus fühle ich mich sehr wohl, genieße die Blumen aus dem Garten, die Zeugnis geben für diesen herrlichen Flecken Erde.

Frau Rosemarie hat schon Pläne gemacht. Ein älterer Herr, auch gebürtiger Allensteiner, stellt sich und sein Fahrzeug großzügig zur Verfügung. So fahren wir am nächsten Tag ungefähr achtzig Kilometer Richtung Süden in das Dorf meiner Mutter, das jetzt Przędzięk Wielki heißt. Mit klopfendem Herzen betrete ich das Haus der polnischen Familie, die jetzt im Besitz des Grundstückes meiner Großeltern sind. Es ist nur die Tochter anwesend. Frau Rosemarie übersetzt mein Anliegen in die polnische Sprache. Nach einem kurzen Gespräch erfahre ich, ich könne gerne kommen. Als wir uns verabschieden, ist mir sehr zwiespältig zumute.

Noch ist in mir das Gefühl, was kostet die Welt! Ich kann alles, wenn ich nur will. Zweieinhalb Jahre hatte ich in meinem Wohnort in Oberbayern in einer pharmazeutischen Firma gearbeitet. Ich hatte mir die Arbeit in Schicht in der Maschinenhalle selbst verordnet, um über den Tod meiner über alles geliebten Mutter (+2001) hinwegzukommen. Je schwerer ich als Maschinenhelfer (, Knecht` des Maschinenführers) schuftete, umso leichter wurde es mir ums Herz. Nach zweieinhalb Jahren war aus meinem großen Schmerz ein kleiner geworden, mit dem ich leben konnte.

Ich bleibe noch ein paar Tage in Allenstein. Frau Rosemarie zeigt

mir unter vielen anderen Sehenswürdigkeiten die Städte Frombork (früher Frauenburg) am Frischen Haff, Kadyny (früher Cadinen), Elbląg (früher Elbing), Morąg (früher Mohrungen), das Denkmal Grunwald (früher Grünwald, Schlacht bei Tannenberg 1410. Der Anfang vom Ende des Deutschordensstaates), und natürlich in Allenstein das Schloss und das Hohe Tor. Sie ist eine sehr gute Reiseführerin, kennt sich in der Geschichte des Landes sehr gut aus. Kein Wunder, dass ihr Sohn Mariusz, der ihr Herzblut für die Heimat geerbt hat, von Beruf Reiseführer ist und die deutschen Reisebusse tagelang mit äußerster Fürsorge betreut.

Die Tage vergehen, jetzt kann ich nicht bleiben, muss wieder zurück. Ich fahre mit dem polnischen Bus einen ganzen Tag und eine ganze Nacht Richtung Deutschland. Es reisen überwiegend polnische Frauen, welche hier in der Altenpflege tätig sind. Polnische Männer sind in der Minderzahl. Alle sitzen sie versunken und schweigend in ihren Sitzen. Der Abschied von ihren Familien ist sicher nicht leicht für sie. Die Stunden vergehen schnell, denn in Gedanken durchlebe ich nochmals all das Schöne, was ich gesehen hatte, die Heimat meiner Mutter. Den roten Koffer habe ich nicht weggeräumt, denn ich hoffe, bald wieder dorthin zu fahren.

Lieblingsspeise der Hyänen

Von Siegfried Lenz

Er saß mit dem Rücken zur Wand, unter dem präparierten Kopf eines Keilers, und neben ihm saßen die beiden Frauen. Ich hörte, wie die Frauen auf ihn einsprachen, hörte schon vom Eingang der Kneipe her den Vorwurf in ihren Stimmen, die drohenden Ermahnungen, die sie in sein junges, bewegungsloses Gesicht hineinsprachen: abwechselnd, ungeduldig, in milder Empörung redeten sie auf ihn ein, und er saß da und schwieg. Der junge Amerikaner sagte kein Wort, als die beiden Frauen gleichzeitig aufstanden; er erhob sich nicht, sah sie nicht an, als sie ihre Taschen nahmen, ein Paket unter seinen Tisch schoben und untergehakt an mir vorbei zum Ausgang gingen. Sehr fest hielten sie sich untergehakt, gingen tuschelnd vorbei, und ich sah ihre saubere, rosige Haut, ihre gepflegten Haare, auf denen sie die gleichen Hüte trugen, flache Hüte, die aussahen wie Spiegeleier mit Veilchen. Noch einmal sah ich sie draußen an der Scheibe vorbeigehen, Arm in Arm, mit der Zärtlichkeit verschworener Freundinnen, und beide lächelten.

Wir waren allein. In scharfem Zug trank er sein Glas aus, bestellte einen doppelten Kognak nach, rauchte und saß mit bewegungslosem Gesicht unter dem präparierten Kopf des Keilers, der aus künstlichen Augen, mit erstarrtem Grinsen durch den Zigarettenqualm sah. Die gekrümmten Hauer wirkten spröde, ausgetrocknet; sandfarben bogen sie sich zu den Augen hinauf. Ich trank einen einfachen Kognak, blickte zu ihm hinüber: brütend und athletisch saß er da, ein jung aussehender Mann in offenem Kamelhaarmantel, mit kraftvoll gebürstetem Haar. Er sah gut aus; er erinnerte mich an den Mann auf dem Plakat, der von Freunden beneidet

wird, weil er von seiner Frau ausschließlich sportliche Unterwäsche geschenkt bekommt.

Er setzte einen Fuß auf das Paket, das die beiden Frauen ihm anvertraut hatten; das Hosenbein wurde hochgezogen, gab den gummierten Rand einer Socke frei, ein Stück des Beins, das glatthäufig war, muskulös. Mehrmals kam der magere Kellner an seinen Tisch, stellte ein volles Glas hin, trug das leere fort, und ich sah, dass es immer Doppelte waren, die er in scharfem Zug, ohne sein Gesicht zu verändern, trank. Schließlich schien ihm der Kellner leid zu tun; er ließ sich eine Flasche bringen, goss selbst ein und stellte die Flasche auf den verkratzten Marmortisch.

Und jetzt wandte er sich um; als ob er beim Klirren der Flasche auf dem Marmortisch erwacht wäre, hob er den Kopf, blickte die rauchgeschwärzte Tapete an, entdeckte den Keilerkopf über sich und dann mich in meiner Ecke. Traurig lächelte er mir zu. Ich erwiderte das Lächeln, er zeigte mit dem Daumen über sich auf den Keiler und sagte: »Wissen Sie, wann er zum letztmal zu trinken bekam? «

»Heute morgen«, sagte ich.

»Gut«, sagte er, »dann ist nichts zu befürchten. «

Überraschend hob er die Flasche an, hielt sie mir einladend entgegen: »Wie wär's«, sagte er, »bevor der da oben. Durst bekommt« – und ich nahm mein Glas und zog an seinen Tisch. Ein Geruch von sehr gutem Rasierwasser umgab ihn; sein Hals war faltenlos, nirgendwo in seinem Gebiss konnte ich eine Plombe entdecken. Sicher goss er mein Glas voll, sagte »also«, und wir tranken aus. »Worauf? « fragte ich.

»Auf alles, was wir hassen«, sagte er. Während er sprach, wippte die Zigarette zwischen seinen Lippen. Er hatte braune, schräg

geschnittene Augen, dünne Brauen, und ich sah, dass sein Gesicht unter den Augen faltenlos war. »Noch einen? « fragte er.

»Langsam«, sagte ich.

»Sie kommen bald zurück. Wir sollten fertig sein, wenn sie wieder hier sind. Es wird nicht sehr lange dauern.« »Also gut«, sagte ich, »einverstanden. «

Wieder füllte er die Gläser, warf einen Blick durch die Scheibe und zog seinen Mantel aus, indem er halb aufstand, die Arme steif nach hinten streckte und den Mantel herabrutschen ließ. Ich fing seinen Blick auf und fragte: »Zum ersten Mal in Deutschland? «

»Nein«, sagte er, »ich nicht, aber meine Frau und meine Tochter. Sie sind zum ersten Mal hier. «

»Ihre Tochter?«

»Marjorie, ja. Sie sind gerade unterwegs, um Schuhe zu kaufen. «

»Es gibt solide Schuhe hier«, sagte ich.

»Ah«, sagte er angewidert, »sie haben sich überall Schuhe gekauft, in Paris zuerst, dann in Italien und jetzt hier. «Ein Ausdruck von resignierter Verachtung erschien auf seinem Gesicht, eine müde Erbitterung, und er rieb die kleine Glut von der Zigarette und warf die Kippe in den Aschenbecher, dass es stäubte.

»Schuhe«, sagte er verächtlich, »wohin wir auch kommen, wollen sie zuerst Schuhe sehen. Als ob Europa nichts anderes zu bieten hätte als Schuhläden. Diese Reise wäre ein Grund, damit ich zeit-lebens barfuß ginge. Ich hasse sie. «

»Machen Sie eine Erholungsreise? « fragte ich.

Er sah mich überrascht an, mit einem Ausdruck von Wohlwollen, der mich erschreckte; eilig füllte er mein Glas nach, schnippte er uns zwei Zigaretten aus seiner Packung, zündete sie an, und ich spürte, dass er etwas mit mir vorhatte. Sein junges Gesicht schob

sich über den verkratzten Marmortisch heran, stärker wurde der Geruch des sehr. guten Rasierwassers: »Ich hasse sie«, sagte er, »keiner kann sich vorstellen, wie ich sie hasse. «

»Auch Ihre Tochter«, fragte ich, »auch Marjorie? «

»Es ist kein Unterschied zwischen beiden, zumindest besteht für mich kein Unterschied: sie sind Frauen. «

Er seufzte, schob die leicht geöffneten Lippen nach vorn, so dass es aussah, als wollte er über eine heiße Suppe blasen; die Augäpfel röteten sich an den Rändern, eine Gänsehaut fuhr über sein Gesicht, ein Schauer, hervorgerufen durch Alkohol und Erinnerung; etwas Mühsames lag in seiner Haltung, mühsam versuchte er, das Herabfallen des linken Augenlids zu verhindern, das Abgleiten seines Blicks – er begann, betrunken zu werden. Ich dachte an die Frauen, mit denen er reiste, an ihre rosige Haut, dachte an ihre verschworene Zärtlichkeit und daran, das ich sie zunächst für Schwestern gehalten hatte; und während ich sie noch einmal vor mir sah, tuschelnd, untergehakt, in ihrer herausfordernden Gesundheit, merkte ich, dass ich Mitleid für ihn empfand. Und ich sagte: »Es tut mir sehr leid. «

»Danke«, sagte er, »es war nicht umsonst, jetzt weiß ich, was ich zu tun habe, und ich werde es tun. Jetzt bin ich aufgewacht. Diese Reise hat mir die Augen geöffnet. «

»Eine Reise ist manchmal gut dafür. «

»Nachbar«, sagte er, »es war eine Reise, die ich jedem Mann wünsche, der etwas von Frauen hält. «

»Hat's Ärger gegeben? «

»Wir sind nicht rübergekommen, um Schuhe zu kaufen, Nachbar. Zuerst sind wir nach Paris gefahren, weil man in Paris ankommt, aber da wollten wir nicht bleiben. In die Nähe von Berna wollten

wir, rauf in die Normandie, zu einer flachen Waldwiese vor einem schnellen Fluss; das war besprochen. Während des Krieges, im Morgengrauen Anfang November, mussten wir notlanden auf dieser flachen Waldwiese bei Berna, mit zerschossener Benzinleitung. Ich war Pilot, und ich wollte noch einmal diese Wiese sehen, von der ich nichts hielt und die uns nicht enttäuschte, als ich die Maschine aufsetzte und kurz vor dem schnellen Fluss zum Stehen brachte. Ich wollte diese schäbige Wiese sehen, die uns hinterher, nachdem wir die Leitung geflickt hatten, sogar wieder starten ließ. Das war der Grund, warum wir in die Nähe von Berna wollten. «

»Und? « fragte ich.

»Ich habe sie nicht wiedergesehen«, sagte er. »Wir blieben in Paris, sie konnten sich nicht trennen, sie kauften Schuhe. Wir kamen aus dieser Stadt nicht raus, bis die Zeit, die wir für Frankreich hatten, vorbei war. Wir sind nach Italien gefahren; die kleine Wiese habe ich nicht gesehen. «Er sprach leise, ohne Verachtung jetzt, ohne Erbitterung, seine Stimme hatte etwas Gleichgültiges, den Ton wirkungsvoller Sachlichkeit; sie glich einer Stimme, die ich manchmal im Radio höre –von fern her aus unsichtbarem Verlies erreicht sie mich, setzt eine Beziehung voraus, lässt keine Möglichkeit des Einwandes und will nicht mehr, als dass man ihr recht gebe. Ich gab ihm recht; ich war auf seiner Seite, weil die Frauen mit der rosigen Haut verhindert hatten, dass er seine Wiese zu sehen bekam, das bange Glück erfuhr, die Narben der Landespur wiederzufinden, und ich nickte ihm beistimmend zu. Er füllte die Gläser nach, trank seinen Doppelten in scharfem Zug aus und lächelte resigniert.

»Und in Italien? « sagte ich.

»Die Italiener machen die besten Schuhe«, sagte er. »Marlene

Dietrich kauft ihre Schuhe in Italien und Soraya auch, und wer nur etwas auf sich hält, der sollte seine Schuhe bei den Makkaronis kaufen. «

»Kannten Sie Italien? «

»Nachbar«, sagte er, »als ich nach Italien kam, hatte ich die zweithöchste Auszeichnung. Und jetzt sind wir wieder hingefahren, weil ich einen Mann suchen wollte. Ich weiß nicht, wie er heißt, weiß nur, dass er am Berg über einer Brücke wohnen muss. Damals gaben sie mir den Auftrag, die Brücke zu zerstören, und ich flog hin, um es ihnen zu besorgen, aber während des Angriffs erschienen Schafe auf der Brücke, eine ganze Herde im Staub unter mir und ein Mann, der die Schafe trieb. Wir konnten nicht warten, konnten die Schafe nicht bitten, die Brücke zu verlassen; wir besorgten den Auftrag, und während des Rückflugs schon nahm ich mir vor, später den Mann, der die Schafe trieb, aufzusuchen und ihm etwas zu bringen. «

»Lebte er? «

»Wir haben Schuhe gekauft«, sagte er. »Ich habe den Mann nicht gesehen, weil sie mich nicht hinfahren ließen. Sie konnten allein ausgehen, sie kauften ohne mich ein, doch wenn sie zurückkamen ins Hotel, wollten sie mich vorfinden. Sie glaubten sterben zu müssen, bekamen nervöse Zusammenbrüche und Hautausschlag, wenn ich nicht auf sie wartete. Oh, ich hasse sie, ich hasse diese sanften Anklagen, ihre weichen Vorwürfe, und am meisten hasse ich sie, wenn sie auf ihre Schutzlosigkeit anspielen oder sich an den sogenannten Gentleman in uns wenden ...

Kennen Sie die Lieblingspeise der Hyänen, Nachbar? Es sind Schuhe, bei Gott ...«

Die Zigarette wippte zwischen seinen Lippen, der Rauch ringelte

sich an seinem Gesicht vorbei, stieg hoch und staute sich unter dem drahtborstigen Kopf des Keilers, dessen Schnauze so weit geöffnet war, dass die rissige Gipsmasse im Zungenbett rosa hervorschimerte. Mit schmerzlichem Wohlwollen sah mich der junge Amerikaner an, füllte mein Glas nach, forderte mich freundlich auf, auszutrinken, und ich trank. Sein Gesicht war leicht gedunsen vom Alkohol, sein Blick nicht mehr zielsicher, doch seine Stimme veränderte sich nicht. Seine Stimme war leise, sprach mit wirkungsvoller Sachlichkeit auf mich ein, und ich wagte nicht, nach einem Einwand zu suchen – ich gab ihm recht wie jener Stimme im Radio.

»Und von Italien sind Sie zu uns gekommen? «

»Ja«, sagte er, »von Italien hierher. Und ich betete unterwegs, dass Wolken von Ameisen über die deutschen Schuhläden herfallen möchten – mein Gebet wurde nicht erhört, Nachbar. Als sie den ersten Schuhladen sahen, blieben sie stehen, doch diesmal gab ich es nicht so schnell auf-, diesmal steht für mich etwas auf dem Spiel. Vierzig Kilometer von hier, nach einem Angriff auf diese Stadt, haben sie mich abgeschossen, das ganze Leitwerk wurde weggrasiiert, so dass wir Mühe hatten, auszusteigen. Aber ich kam raus, der Fallschirm öffnete sich gut, und ich schwebte runter und sah schräg unter mir den Fluss. Doch gleich darauf, nachdem sich mein Fallschirm geöffnet hatte, fiel Charles auf mich zu: die Arme ausgebreitet, hinter sich, schlagend und flatternd, die Leinen und den Schirm, der sich nicht öffnete. So stürzte er herunter, und ich glaubte, er werde auf meinen Schirm fallen. Aber er streifte ihn nicht einmal, sauste neben mir vorbei; ich konnte seine Leinen fassen und festhalten. An meinem Fallschirm landeten wir beide im Fluss. Charles war verwundet, er ertrank. «

»Das war vierzig Kilometer von hier? «

»Nicht weiter. Damals hörte der Krieg für mich auf. Und jetzt will ich rausfahren an das Grab von Charles und ihm sagen, dass ich hier bin. Wir waren Freunde schon in der Schule. Seit vier Tagen sind wir in dieser Stadt, und ich bin immer noch nicht rausgefahren zu ihm ... oh, ich hasse sie. Aber jetzt weiß ich, was ich zu tun habe. «

Heftig ergriff er die Flasche, drückte zu; ich sah seine Knöchel weiß werden, sah, wie sich sein Mund schmal zusammenzog, und plötzlich legte er sich zurück, versetzte dem Paket unter dem Tisch einen Fußtritt. Das Paket rutschte zwischen meinen Stuhlbeinen hindurch, rutschte weiter durch den Mittelgang der Kneipe bis zur braunen Filzportiere des Eingangs.

»Schuhe«, sagte er, »auch da sind Schuhe drin; die Lieblingsspeise der Hyänen. «

Der magere Kellner schob argwöhnisch seinen Kopf durch die Schiebetür der Küche.

»Zahlen!« sagte der Amerikaner. Der Kellner kam, und er zahlte. Als er ohne Hast seinen Mantel anzog, sah ich draußen, hinter der Scheibe, die beiden Frauen aus einem Taxi aussteigen: eilig, mit ihren flachen Hüten, die so aussahen wie Spiegeleier mit Veilchen. Eine von ihnen – ich konnte nicht entscheiden, ob es Marjorie war oder ihre Mutter – trug an einem Bindfaden ein Paket. Sie schlugen die Filzportiere zurück, hoben ohne Erstaunen das Paket auf, das dort lag, und kamen an unseren Tisch. Er war sehr ruhig. Er ließ sich von einer der Frauen gleichgültig auf die Wange küssen. Sein Gesicht war bewegungslos, als sie ihm beide Pakete über den verkratzten Marmortisch schoben, wortlos nahm er sie auf. Ich wartete, wartete auf irgendetwas, von dem ich glaubte, dass es

geschehen müsse, doch es geschah nichts. Er sah mich nur einmal an, mit einem Blick unergründlicher Dankbarkeit, dann gingen sie zum Taxi: er wusste, was er zu tun hatte. 1958

Günter Eich (1907 - 1972)

Ende August

Mit weißen Bäuchen hängen die toten Fische
zwischen Entengrütze und Schilf.
Die Krähen haben Flügel, dem Tod zu entrinnen.
Manchmal weiß ich, daß Gott
am meisten sich sorgt um das Dasein der Schnecke.
Er baut ihr ein Haus. Uns aber liebt er nicht.

Eine weiße Staubfahne zieht am Abend der Omnibus,
wenn er die Fußballmannschaft heimfährt.
Der Mond glänzt im Weidengestrüpp,
vereint mit dem Abendstern.
Wie nahe bist du, Unsterblichkeit, im Fledermausflügel,
im Scheinwerfer-Augenpaar,
das den Hügel herab sich naht.

<https://www.gedichte-lyrik-online.de/august>.

INHALT

- 3 „ES IST KEIN EINFACHES GESPRÄCH“
Von Arkadiusz Łuba
- 7 Die Ausstellung „Verlorene Dörfer in Masuren“
- 11 200 Jahre Pflanzgarten Glien/Glinna
- 13 Deutscher Kriegsgräberfriedhof in Glien/Glinna
- 15 Josef Weinheber „August“
- 16 Günter Donder
Meine Kinderjahre in Masuren
Erinnerungen
- 24 Stefan Pioskowik: „Schade“, „Feen“
- 25 Neues Buch von Irmgard Irro: „Ostpreußen. Meine
Tagebuchnotizen“
- 32 Lieblingsspeise der Hyänen
Von Siegfried Lenz

Die Veröffentlichung gibt nur die Meinung der Autoren wieder und kann nicht mit dem offiziellen Standpunkt des Ministers für Inneres und Verwaltung gleichgesetzt werden.

IMPRESSUM

Die MASURISCHE STORCHENPOST erscheint monatlich.

Bezug über: Stowarzyszenie Mazurskie

Skrytka pocztowa 117, PL- 10-001 Olsztyn.

Tel.: (00 48 89) 5 27 29 05, +48 606 68 02 18

Email: barbara.willan@gmail.com

Herausgeber: Masurische Gesellschaft e.V.,

Redaktion:

Barbara Willan (leitende Redakteurin),

Ewa Dulna (Website-Redakteurin)

Masurische Storchepost" (Mazurska Poczta Bociania), pismo Stowarzyszenia Mazurskiego, wpisane 13.05.1991 do rejestru czasopism. Ukazuje się od października 1990.

Konto Stowarzyszenia Mazurskiego:

BANK PKO S.A. Oddział w Olsztynie

Numer rachunku: 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

Für das Ausland:

IBAN: PL 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

BIC: PKO P PL PW

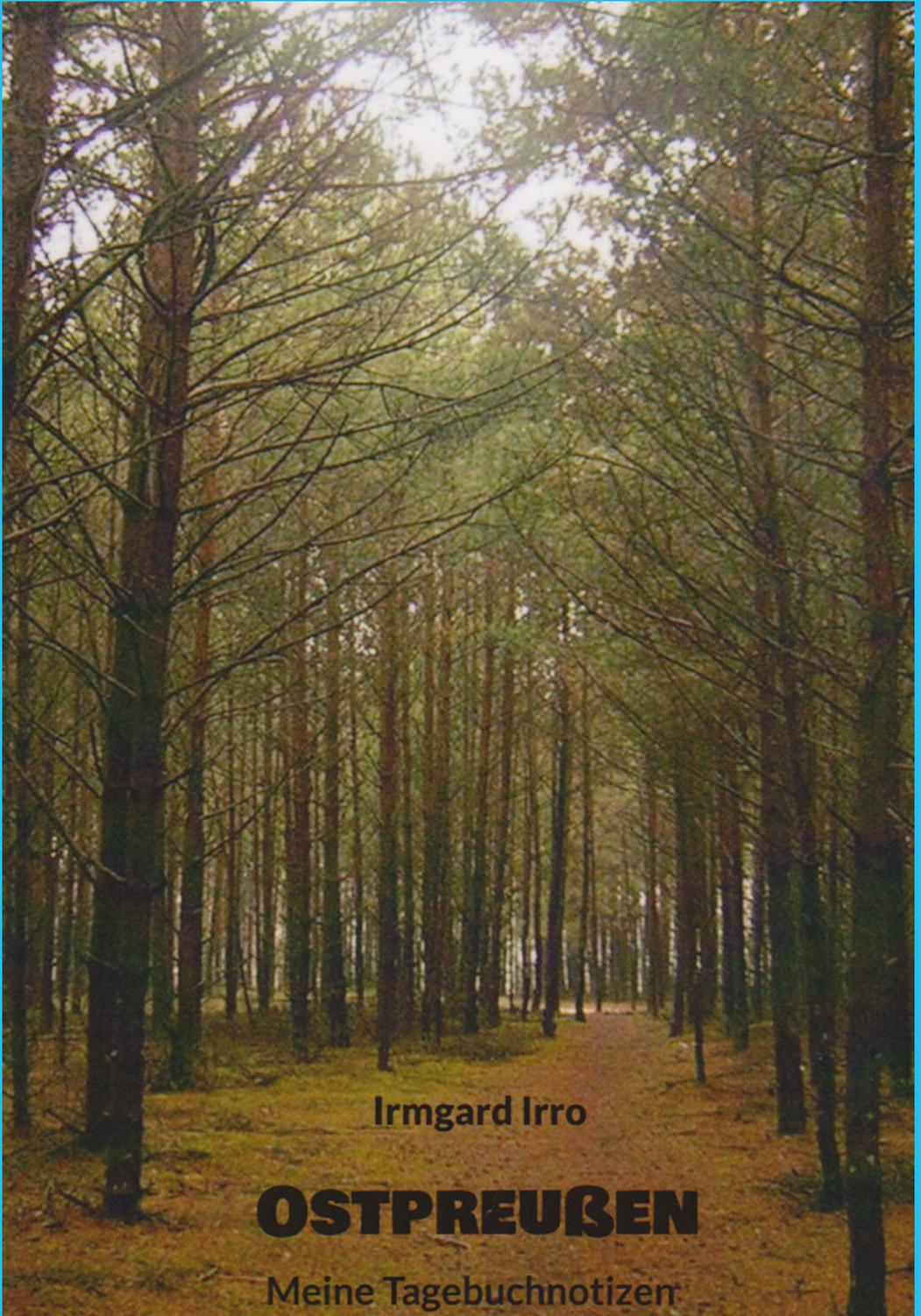
Unverlangt eingesandte Manuskripte werden nicht zurückgesandt. Die Redaktion behält sich vor, Artikeln und Leserbriefe sinngemäß zu kürzen.

Herstellung: Zakład Usług Poligraficznych i Wydawniczych

MIRDRUK, 10-080 Olsztyn, ul. Profesorska 9

Die Zeitschrift wird vom Auswärtigen Amt der Bundesrepublik Deutschland, aus Subventionsmitteln des Innen- und Verwaltungsministers der Republik Polen und von der Stiftung für die Entwicklung Schlesiens finanziell unterstützt.

Czasopismo jest wspierane finansowo przez Ministerstwo Spraw Zagranicznych Republiki Federalnej Niemiec, ze środków dotacji Ministra Spraw Wewnętrznych i Administracji Rzeczypospolitej Polskiej oraz Fundację Rozwoju Śląska.



Irmgard Irro

OSTPREUßEN

Meine Tagebuchnotizen



Die Ernte in Ermland und Masuren

<https://gazetaolsztynska.pl/956925>
Foto: Tomasz Wojtasik/PAP